# Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 45. Posen, den 11. November. 1883.

Die Löwenklaue.

Von François Coppée.

Der Schiffslieutenant Julien de Rhé war in einem gar traurigen Gesundheitszustande aus seiner Station in Chochinchina zurückgekehrt. Nachdem er drei lange bange Monate der Krankheit im elterlichen Hause in der Touraine verbracht hatte, fühlte er sich so weit wieder hergestellt, um an der Seite seiner Mutter und Schwester, die ihn die ganze Zeit über mit aufopferungsvoller Sorgfalt gepflegt hatten, hundert Schritte am Strande der Loire auf- und abzuspazieren. Allein der herbstliche Wind wehte dem Rekonvaleszenten leichte Fieberschauer an, welche nicht unbedenklich erschienen.

„Verbringen Sie den Winter in Pau . . .," meinte der Arzt. „Ein mildes, nicht allzuwarmes Klima, das kalmirend und ausgleichend wirkt und Ihnen vortrefflich anschlagen wird. . . . Drei Monate Aufenthalt daselbst und Sie kehren als ein anderer Mensch zu Ihrer Mutter zurück."

In der Mitte des Monats November lehnte denn Julien de Rhé in einem sonnigen Hotelfenster von Pau und ließ seine Blicke über die herrliche Pyrenäen-Landschaft schweifen. Er sog den köstlichen Rauch der Rekonvaleszenten-Zigarrette ein, welche dem neubelebten Geschmacke so herrlich dünkte, und gedachte jener, die er einst als Schiffsjunge im heimlichen Kajütenwinkel verstohlen gedreht . . .

„Sapristi!" murmelte der junge Offizier vor sich hin, als er sich zum erstenmale anschickte, eine Mittagspromenade zu unternehmen und das Konzert der Militärkapelle auf dem Hauptplatze zu besuchen. „Dieses Pau wimmelt ja förmlich von schönen Frauen!"

Eine gesunde Lebensfreudigkeit zog wieder in der Brust des Seemannes ein und er legte, trotzdem er weder etwas von einem Roué noch von einem Gecken an sich hatte, frohgelaunt den Paraderock mit den funkelnden Goldzierrathen und dem blitzenden Kreuze der Ehrenlegion an, welches die Mutter ihm vor Kurzem noch auf das Krankenlager geschoben, als er todesmatt darniederlag, und von dem er geglaubt hatte, daß er es nur ein einzigesmal, auf dem Leichenkleide, tragen würde . . .

Und er sog in vollen Zügen die linde Luft ein, ein Hochgefühl des Wohlseins durchfluthete seinen Körper, und die Liebkosung der Sonne im Rücken, in seiner sorgfältigen Toilette, gab sich Julien de Rhé in vollstem Maße der wiedererwachten Lebensfreudigkeit hin. Er beschenkte das zudringliche Bettelvolk mit Silbermünzen, ließ seinen glänzenden Blick über die schönen Spaziergängerinnen streifen und betrachtete wohlgefällig die drallen kleinen Amerikanerinnen, welche, mit schwarzen Strümpfen, schwarzen Handschuhen und weißen Kleidchen angethan, jauchzend einen Baum des Königsplatzes nach dem Rhythmus der schmetternden Militärmusik umtanzten . . .

Glückliche Vorbedingungen, sich zu verlieben, nicht wahr?

Und in der That traf auch der Blitzstrahl der Liebe den glücklich Genesenen in dem Augenblick, da er Olga Babarine, die schönste Frau der russischen Kolonie, vor dem Hotel Gassion, wo sie mit ihrer Mutter wohnte, vom Pferde springen sah.

Es war ungefähr 5 Uhr Nachmittags und sie kehrte eben von der Fuchsjagd heim. Ein halb Dutzend junger Herrn in rothen Fracks, welches mit ihr herangesprengt war, voltigirte behende von den Pferden, da jeder der Erste sein wollte, ihr den Steigbügel zu halten.

Sie hatte sich in die Arme des Erstbesten gleiten lassen und mit ihrer Reitpeitsche ungestüm auf den Tisch der Veranda geschlagen; sie hatte eine Tasse Milch verlangt und sie auf einen Zug bis auf die Neige geleert; und während ihr schlanker, von dem Reitkleide eng umspannter Dianenkörper wohlig erbebte und die wirren kupferfarbenen Haarbüschel unter dem Männerhut hervor auf die Schultern quollen, hielt sie, wie berauscht von dem frischen Trunke, die leere Tasse mit ihren beiden Händen weit weg von sich und lachte mit dem üppigen Munde, in dessen Winkeln ein kleiner Schnurrbart von Milch hängen geblieben war.

Plötzlich aber wurde sie wieder ernst, setzte die Tasse auf den Tisch und schritt, mit einer leichten, beinahe verächtlichen Neigung des Kopfes die Rothröcke grüßend, majestätischen Schrittes der Hotelthüre zu, während sie die Reitpeitsche im Takte auf die Schleppe des Reitkleides sausen ließ . . .

* * *

Drei Tage nachher wurde Julien de Rhé den Damen Babarine vorgestellt und dem weiten Verehrerkreis der schönen Russin eingereiht.

War das herrliche Geschöpf, welches von Beginn der Saison an den ganzen Tag umhergaloppirte und die Nächte durchtanzte, wirklich eine Russin? Von ihrem nominellen Vater, Grafen Babarine, dem ersten Gemahl ihrer Mutter her, war sie es wohl. Allein die ganze Welt wußte, daß die Mutter unmittelbar nach der Geburt Olga's sich von ihrem Gatten hatte scheiden lassen, und daß Madame Babarine mit einem nordischen Fürsten ein beinahe öffentliches Verhältniß unterhalten hatte, dessen Folge aller Wahrscheinlichkeit nach Olga war.

Gehörte es irgend einer Nationalität an, das wilde liebliche Kind, welches in buntem Wechsel von einer schottischen Amme genährt, in einem neapolitanischen Kloster und einem Genfer Pensionat erzogen worden war; welches ein Drittheil seiner Nächte auf den Polstern der Expreßzüge verbracht und in dessen Erinnerung bunte Lebensbilder von Kurorten, Seebädern, Wintervilleggiaturen und ähnlichen Rendezvousplätzen der Eleganz sich stereoskopartig durcheinanderschoben, Lebensbilder all jener Orte, durch welche ihre Mutter, eine noch immer stattliche Frau, seit 15 Jahren den Mißmuth der im Niedergange begriffenen Kokette, den Samowar und ihren kleinen Affen geschleppt hatte?

Nein! Das seltsame Mädchen hatte kein Vaterland, und sie, in der jungfräuliche Scham mit burschikosem Cynismus sich in seltsamster Weise verquickte, sagte, sich selbst verspottend, von sich: „Ich bin weder aus London, Paris, Wien, Petersburg . . . ich bin aus der Table d'hôte!"

Besaß sie Heim und Familie? Ebensowenig. Ihr echter Vater war vor mehreren Jahren gestorben und ihr russischer gesetzmäßiger Papa hat sich niemals um sie bekümmert. Was ihre Mutter, die Gräfin anlangte, so war sie, trotz der zeitweilig zur Schau getragenen mütterlichen Zärtlichkeit von so ausgepichtem Egoismus, daß sie, als einst Olga todtkrank an einem typhösen Fieber daniederlag, während der Nachtwachen niemals verabsäumte, ihre in Fett getauchten Handschuhe anzulegen, damit die Hände nichts von ihrer Weiße verlören.

Julien de Rhé erfuhr all das, da er in den Kreis der Verehrer Olga Babarine's trat. Als er ihr von einem gemeinschaftlichen Bekannten vorgestellt wurde, hatte sie eine Zigarrette

angebrannt und leichthin gesagt: „Also Sie sind Derjenige, welcher sich in mich verliebt hat? Guten Morgen, mein Herr!“

Dann hatte sie ihm herzlich die Hand geschüttelt, wie einem Kameraden. Der brave ehrliche junge Seemann gab sich einer tiefen Leidenschaft zu ihr hin, denn nach Kurzem schon verstand und bemitleidete er sie. Er hatte sich nicht getäuscht. Olga war überspannt, schlecht erzogen, aber frei von jeglicher Koketterie, eine stolze offenherzige Natur. Wer weiß? Vielleicht empfand sie sogar die ganze Nichtigkeit ihres in Aufregung und Vergnügungen sich verzehrenden Lebens? Zweifellos ist, daß sie über die jungen Herren, welche auf der Jagd ihr Gefolge bildeten und die sich allabendlich in ihr Tanzbüchlein eintrugen, urtheilte, und zwar streng urtheilte. Alle begehrten sie, keiner achtete sie, denn keiner von ihnen hatte jemals Miene gemacht, ernsthaft um ihre Hand anzuhalten. Sie behandelte sie aber auch hart genug und machte sich nichts daraus, sich mit Reitpeitsche oder Fächer in derber Weise Luft zu schaffen, wenn Einer oder der Andere es wagte, ihr im Gewühl der Jagd oder des Ballsaales zu nahe zu kommen oder ihre Hand zu lange zu pressen, welche sie in guter Kameradschaft gereicht.

Julien, dessen Herzensfeinheit den Verstand geschärft hatte, entdeckte das Gold, welches unter Schlacken im Charakter des trotz Allem tief unglücklichen Mädchens ruhte. Wohl liebte er sie um ihrer Schönheit willen und die Sinne schwanden ihm fast, wenn sie sich während des Tanzes in seinen Arm lehnte, in der berückenden Schönheit ihres rothen Haares, ihrer schwarzen Augen und eines Teints, welcher die zarten Farben der rosigen Abendwolken nach einem Gewitter wiederzuspiegeln schien . . . Aber er liebte sie auch, weil sie litt und ihre seelischen Leiden so stolz zu verbergen wußte, und sein Herz krampfte sich in tiefem Mitgefühl zusammen, wenn er des düsteren schmerzlichen Blickes gewahr ward, den Olga während der Theestunden auf ihre Mutter heftete, sobald diese in kaum verschleierten Worten der Triumphe gedachte, welche sie an den nordischen Höfen errungen hatte.

Sie heirathen! Ja, das war's! Sie aus dieser gefahrdrohenden Umgebung entfernen, sie zu seiner Mutter, dieser reinen Frau, bringen, sie die kräftigende heilige Luft der Familie athmen lassen, mit einem Wort, sie retten! Daran begann er zu denken und dachte fortan an nichts Anderes mehr.

* * *

„Ja, mein Fräulein, mein Urlaub geht in acht Tagen zu Ende. Ich verlasse morgen Pau und begebe mich nach der Touraine, woselbst ich einige Tage bei meiner Mutter und Schwester verbringen will; von da reise ich als Adjutant des Seepräfekten nach Brest und in einem Jahre oder achtzehn Monaten steche ich wieder in See.“

Sie befanden sich ganz allein in einem Winkel des Hotel-Lesesaales vor dem offenen Fenster. Die Nacht war hereingebrochen und das Licht der Sterne erhellte das Firmament.

„Adieu denn und glückliche Fahrt!“ erwiderte Olga mit fester ruhiger Stimme. „Doch . . . halt . . . eine Bitte, Monsieur de Rhé . . . Sie tragen da an Ihrer Uhrkette eine Breloque, eine in Gold gefaßte Löwenklaue . . . Sie gefällt mir, ich möchte sie haben . . . Sie stammt von einem Löwen, welchen Sie einst auf der Jagd in Afrika getödtet haben, nicht wahr? . . . Ich bin auch so eine Art wildes Thier . . . Das Ding paßt mir . . . Geben Sie mir's . . . Ich will's als Erinnerung an Sie aufbewahren.“

Julien löste die Breloque von der Kette und legte sie in die Hand des Mädchens; doch plötzlich preßte er diese Hand heftig in seine beiden Hände und flüsterte leise: „Ich liebe Sie, wollen Sie meine Frau werden?“

Olga zog sanft ihre Hand zurück, in welcher die Löwenklaue ruhte, dann kreuzte sie die Arme über der Brust und sprach, nachdem sie Monsieur de Rhé anscheinend ruhig eine Weile lang betrachtet hatte: „Nein! Niemals! . . . Und gleichwohl sind Sie der Erste, der mich wirklich liebt und es mir in so guter Art sagt . . . Aber eben deshalb sage ich nein . . . Hören Sie mich an und lernen Sie begreifen, weshalb ich nein sage . . . Weil ich mich Ihrer nicht würdig fühle und Sie unglücklich machen würde . . . Sie erinnern sich wohl des Briefes Ihrer Schwester, dessen plötzlichen Verlust Sie so sehr beklagten . . . Nun wohl . . . hier ließen Sie ihn zu Boden fallen, ich habe ihn gefunden, ich habe ihn gelesen . . . Ihre Schwester ist die Vertraute Ihrer Leidenschaft zu mir geworden, einer Leidenschaft, welche ich längst errathen hatte . . . Das einfache, tugendsame Kind vergalt Ihr Vertrauen, indem Sie über Ihre Liebe zu mir in Worten antwortete, die mir erst zum Bewußtsein brachten, welch' entsetzlicher Unterschied zwischen einem echten jungen Mädchen und mir besteht . . . Als ich den mit zarten vertraulichen Einzelheiten erfüllten Brief weiter las, habe ich auch Ihre Familie kennen gelernt. Ihr altbürgerliches Heim, in welches Sie, Monsieur de Rhé, keine andere als eine anständige Bürgersfrau führen sollten . . . Preisen Sie dem Himmel, mein Herr, daß Sie eine Mutter besitzen, an welche Sie nicht denken können, ohne von unaussprechlich süßen Gefühlen durchströmt zu werden . . . Ich habe auch eine Mutter . . . Sie haben sie nur von ihrer lächerlichen Seite kennen gelernt . . .

Aber ich kenne sie besser . . . Wenn Sie bei ihr um meine Hand anhalten, so wird sie sie Ihnen verweigern, da Sie von kleinem Adel sind und nur ein unbedeutendes Vermögen besitzen . . . Meine Mutter hat mich für eine große Partie bestimmt, und falls sich keine findet . . . nun dann wird sich Aehnliches für mich finden . . . Was? . . . Besitze ich nicht Erfahrung? . . . Und doch bin ich erst neunzehn Jahre alt! . . . Das ist schrecklich, nicht wahr? Aber es ist so . . . Dies der Grund, weshalb wir jetzt hier in Pau weilen . . . Dies der Grund, weshalb wir vergangenen Winter in Nizza, den vorigen Sommer in Scheveningen verlebten . . . Dies der Grund, weshalb wir wie Frachtstücke von einem Winkel Europas in den anderen rollen, weshalb wir in Hotelbetten schlafen und an Table d'hôtes speisen . . . Meine Mutter war beinahe Prinzessin und hat mich von meinem 15. Lebensjahre gelehrt, daß ich bestimmt sei, mindestens Herzogin, wenn auch nur von der linken Hand, zu werden . . . Eine Heirath mit einem kleinen Edelmann, beinahe einem Bürgerlichen . . . in ihren Augen wäre dies eine Mesaliance . . . Ich flöße Ihnen Abscheu ein? Oh! Ich schäme mich vor mir selbst! . . . Entgegnen Sie nichts . . . Sie werden unmöglich vor Ihre Mutter, vor Ihre Schwester eine Frau als Ihre Braut führen wollen, deren Herz man so verdorben hat . . . Und dann, ich bin eine kostbare Sache, ein Luxusgegenstand, welchen Sie nicht brauchen können und der Sie nicht glücklich machen kann . . . Zudem liebe ich Sie auch nicht . . . Ich liebe überhaupt Niemanden . . . Die Liebe gehört zu den Dingen, welche mir verboten sind . . . Adieu, Monsieur de Rhé, gehen Sie jetzt und erwidern Sie mir kein Wort, keine Silbe, ich beschwöre Sie . . . Nur um Eines bitte ich Sie, lassen Sie mir die Löwenklaue, sie wird mir eine liebe Erinnerung sein an einen braven Mann, dem ich als braves Mädchen gehandelt habe . . . Kein Wort mehr, wir sehen uns nie wieder . . . Leben Sie wohl!“

* * *

Drei Jahre später hielt ein vom Senegal heimkehrendes Schiff an den Kanarien-Inseln an und ein Packet französischer Zeitungen wurde in das Offizierszimmer gebracht.

Julien de Rhé entfaltete eines der Pariser Journale, welches drei Wochen alt war, und las:

„Se. Hoheit der Prinz von X., welcher bekanntlich im strengsten Inkognito als Graf A. reist, ist seit gestern in unserer Stadt anwesend. Auf dem Bahnhofe ereignete sich unmittelbar nach Ankunft des Prinzen ein kleiner unliebsamer Zwischenfall. Die Baronin de Hall, welche mit ihrer Mutter, der Gräfin Babarine, die Reisegesellschaft Sr. Hoheit bildet, verlor einen Schmuckgegenstand, auf den, wiewohl er nicht sehr kostbar ist, die Baronin de Hall großen Werth zu legen scheint. Es ist eine in Gold gefaßte Löwenklaue. Madame de Hall erklärte, dem Finder eine Belohnung von 2000 Francs bezahlen zu wollen . . .“

„De Rhé! Geben Sie Acht . . . Sie werden die Antrittszeit Ihres Nachtdienstes versäumen.“

„Ich danke,“ sagte Julien, und warf die Zeitung, wie aus einem Traume erwachend, auf den Tisch . . .

Der Steuermann, welcher in dieser Nacht neben dem diensthabenden Offizier auf dem Deck weilte, will gesehen haben, daß dieser zu wiederholtenmalen sein Taschentuch an das Gesicht führte . . .

Wie Doktor Martinus Luther zu seiner Käthe kam.

Der 31. Oktober des Jahres 1517 hatte die 95 Sätze gegen den Ablaßkram gebracht; der Wucher, welcher mit der Vergebung der Sünden getrieben wurde, erlitt einen schweren Schlag. Hatte nun die Reformation, welche Luther mit dieser kühnen That ins Werk setzte, somit die Lehre und die Einrichtung der Kirche, das Leben und die Studien der Geistlichen empfindlich berührt und den Weg zur Besserung gezeigt, so mußte sie doch auch in das Leben des Volkes eindringen und sich mit diesem unauflöslich verknüpfen. Zu diesem Zwecke aber mußte der Bann der Abhängigkeit gebrochen werden, in welchem der geistliche Herrscher in Rom seine Diener hielt, mußten die Vorurtheile besiegt werden, welche von Rom aus das Volk beherrschten. Dies sah Luther wohl ein, und mit ihm Melanchthon. Während der erstere im sicheren Schutze Friedrichs des Weisen als Junker Georg auf der Wartburg lebte und eifrig an den Psalmen und der deutschen Postille arbeitete, verfolgte er den Gang der Reformation, die unaufhaltsam vorwärts schritt, mit wachsamem Auge und tauschte brieflich mit Melanchthon Ansichten über die geistlichen Gelübde und die Ehelosigkeit aus. Im September des Jahres 1521 nun legte er in einer Schrift öffentlich dar, daß die Ehelosigkeit der Priester eine von Gregor VII. fünfhundert Jahre vorher gegen die göttliche Ordnung der Natur getroffene Einrichtung sei und daß ein Gelübde, welches sich im Widerspruch mit dieser göttlichen Ordnung befinde, unmöglich bindende Kraft haben könne. Der Erfolg dieser Schrift war ein großartiger. Schon im Jahre 1521 heiratheten einzelne Prediger, und die Mönche verließen in Schaaren die Klöster, ohne zu wissen und zu bedenken, wie sich ihr Leben künftighin gestalten solle. Schwieriger war es für die Nonnen, welche zwar hinter den engen Mauern der Klöster bereits von der Unverbindlichkeit ihrer Gelübde durch die Schriften Luthers unterrichtet worden waren, die aber doch bei der angeborenen Schüchternheit ihres Geschlechtes langsamer zu einer folgenschweren That getrieben werden konnten. Auch hier griff Luther mit Schrift und That ein und erleichterte den Nonnen den schweren Schritt nach Kräften.

Es war im Jahre 1516, als Luther im Auftrage des D. Staupitz, des Generalvikars des Augustinerordens, nach Grimma kam, um das dortige Kloster der Augustinermöche einer Revision zu unterziehen. Bei dieser Gelegenheit hatte er den Prior des Klosters, von Zeschau, näher kennen gelernt und mit ihm Freundschaft geschlossen. Im Jahre 1519 kam er wieder nach Grimma, kurz nachdem er in Leipzig die berühmte Disputation mit Eck gehabt hatte, und verweilte einige Zeit daselbst, indem er ab und zu Ausflüge in die schöne Umgegend unternahm. Auf diesen Ausflügen hatte er öfters das nahe gelegene Nimbschen besucht, wo sich das Nonnenkloster Mariä oder Gottesthron der Cistercienser befand, in welchem auch zwei Verwandte des eben genannten Priors von Zeschau, Margarethe und Veronika von Zeschau, Aufnahme gefunden hatten. Die genaue Kenntniß der Verhältnisse und seine persönliche Bekanntschaft mit den Augustinermönchen bestimmten Luther dazu, aus dem Cistercienserkloster eine Anzahl von Nonnen entführen zu lassen. Nun galt es einen entschlossenen Mann zu finden, der die Ausführung dieses Planes unternahm. Dieser Mann war bald gefunden, und zwar in der Person des ehemaligen Rathsherrn und Amtschössers Leonhard Köppe, eines Torgauer Bürgers, der in demselben Jahre in Gemeinschaft mit mehreren anderen Torgauern bereits einen lustigen Streich gegen das dortige Franziskanerkloster ausgeführt hatte. Ihm konnte Luther um so eher die Ausführung seines Planes anvertrauen, als derselbe bereits das ehrwürdige Alter von 60 Jahren erreicht hatte und somit für die Ehre der zu Entführenden zu keinen Besorgnissen Anlaß gab. Köppe, den Luther deshalb scherzweise Pater Prior nannte, ließ sich bald dazu bereit finden und baute seinen Plan auf einen günstigen Umstand. Die Stadtkirche zu Torgau stand mit den zu ihr gehörenden Grundstücken unter dem Patronate des Klosters zu Nimbschen und hatte dem letzteren Naturallieferungen zu leisten, zu welchen auch zwei Gebräue Bier jährlich gehörten. Die Kirchenverwaltung hatte nun im April 1524 wahrscheinlich gerade ein Gebräue Bier an das Kloster zu Nimbschen abzuliefern, dessen Ueberführung unser Leonhard Köppe übernahm.

Mit seinem Neffen und einem Torgauer Bürger Namens Dommitzsch fuhr derselbe nach dem Kloster Nimbschen, wo die Flucht in der Nacht vom 4. zum 5. April, wie man annimmt, durch das nach der Mulde zu gelegene Fenster der Zelle Katharinas von Bora bewerkstelligt wurde. Nach der Sage soll Katharina beim Heraussteigen durch dieses Fenster, das, wie Nobbe erzählt, noch bis zum Jahre 1810 erhalten war, ihren Pantoffel verloren haben, den man zur Erinnerung an die denkwürdige Entführung aufbewahrte. Es waren neun Nonnen, welche Köppe in jener Nacht entführte und hinter leeren Tonnen verborgen mit sich nahm, und zwar Magdalena von Staupitz, Laneta von Gohlis, Eva von Groß, Elisabeth von Kanitz, die beiden Schwestern Ave und Margarethe von Schönfeld, Katharina von Bora und die oben erwähnten beiden Verwandten des Priors von Zeschau, Veronika und Margarethe von Zeschau. Da sie bei ihrer Ankunft sämmtlich ohne Subsistenzmittel und ohne Obdach waren, so schrieb Luther am 10. April an den Hofkaplan und Geheimschreiber des Kurfürsten, den Dr. Spalatin, einen Brief, in welchem er den Genannten bat, sich der Jungfrauen anzunehmen und unter den Hofleuten Gaben für sie zu sammeln. Sie fanden auf dessen Verwendung und Luthers Bemühungen sämmtlich Unterkommen. Katharina von Bora wurde von M. Philipp Reichenbach freundlich aufgenommen, in dessen Hause sie mit fremder Unterstützung ehrbar lebte, bis Luther sie zu seiner Gattin nahm. Ehe er sich zu diesem Schritte entschloß, hatte er lange mit sich gekämpft. Katharina gefiel ihm nicht, weil sie ihm zu stolz schien, doch sorgte er für sie mit väterlicher Freundschaft, so zwar, daß er ihr, nachdem ein Verhältniß mit einem jungen Nürnberger Patrizier, Hieronymus von Baumgärtner, durch dessen Weggang von Wittenberg erkaltet war, durch seinen Freund, den Professor Nikolaus von Amsdorf, den Dr. Kaspar Glatz, Pastor in Orlamünde, antragen ließ, welchen sie indessen zu ihrem Glücke ausschlug. Luther, der die göttliche Einrichtung des Ehestandes und dessen Heiligkeit lehrte, der die Ehe so vielen anderen empfohlen hatte, wollte überhaupt nicht heirathen, weil er ein weibliches Wesen nicht in die Kämpfe und Arbeiten, die so hart auf ihm lagen, verflechten wollte. Dann aber trug er sich immer mit dem Gedanken an einen nahen Tod, der ihm von seiten der Papisten oder der Bauernaufrührern drohe. Endlich sah er indessen ein, daß er das Vorurtheil über die bindende Kraft des Cölibatsgelübdes nur dadurch besiegen könne, indem er sein Zeugniß gegen die der göttlichen Ordnung widerstreitende Ehelosigkeit nun durch die That besiegelte. Hatten ihm doch seine Gegner vorgeworfen, daß er Andere zu dem auffordere, was er selbst nicht thun wolle. Dabei hatte er auch den Wunsch seines alten Vaters im Auge, der schon mit seinem Eintritte ins Kloster sehr unzufrieden gewesen war. Zur Kräftigung seines Entschlusses trug viel bei das energische Auftreten des Kurfürsten Johann des Beständigen, der gleich nach seinem am 5. Mai 1525 erfolgten Regierungsantritte erklärte, daß er die Sache der Reformation vertreten werde, und zugleich seiner Unzufriedenheit darüber Ausdruck gab, daß die Geistlichen in ihrem ehelosen Leben beharrten. Unter welchen Gesichtspunkten sich Luther zur Eingehung der Ehe entschloß, das erhellt am besten aus einem lateinischen Briefe vom 16. Juni 1525, in welchem er den Hofkaplan und Geheimschreiber des Kurfürsten, Spalatin, zur Feier des Einzuges seiner Frau in ihr neues Heim einlud. Wir geben im Folgenden die Uebersetzung desselben: „Gnade und Friede in Christo. Mein lieber Spalatin! Ich habe denen das Maul gestopft, die mich mit der Katharina von Bora in schlechten Ruf bringen wollen. Wenn es angeht, daß ich zum Zeichen meiner Ehe ein Mahl ausrichte, so sollst Du nicht nur dabei sein, sondern auch dafür wirken, wenn etwas Wildpret nöthig ist. Unterdessen sprich den Segen und bete für uns. Ich habe mich durch meine Hochzeit so niedrig und verachtet gemacht, daß ich hoffe, die Engel werden lachen und die Teufel werden weinen. Die Welt und die Weltweisen erkennen das fromme und heilige Werk Gottes noch nicht an,

sondern machen es an mir allein zu einem gottlosen und teuflischen Werke. So will ich denn durch meine Ehe das Urtheil jener zu Schande und zu nichte machen, welche Gott ferner darin verkennen. Lebe wohl und bete für mich."

Luthers Verlobung und Hochzeit hatten zugleich am Abende des 13. Juni 1525 stattgefunden. Der Ring der Gattin an den Gatten, auf welchem der Gekreuzigte mit den Marterwerkzeugen abgebildet ist und welcher im Jahre 1817 in treuen Nachbildungen vervielfältigt wurde, trägt die Inschrift: D. Martino Luthero Catharina v. Boren 13. Jun. 1525. Zu dieser Feier lud er in seine Wohnung, welche sich in dem von den Mönchen verlassenen Kloster befand, den Stadtpfarrer Bugenhagen, den Dr. Jonas, den Maler Lukas Cranach nebst seiner Frau und den Professor der Jurisprudenz Apel, der früher Geistlicher gewesen und sich gleichfalls mit einer Nonne vermählt hatte. Der Stadtpfarrer Bugenhagen war es, der den Ehebund Luthers und Katharinas einsegnete und der die Trauung jedenfalls unter den damals üblichen Formalitäten vollzog. Daß Luther nicht bloß, wie Melanchthon in einem Briefe an Camerarius glaubt, bei seiner Verheirathung einer Forderung der Natur nachgegeben hat, sondern vielmehr innere Gründe dazu hatte, wissen wir aus dem oben mitgetheilten Einladungsbriefe an Spalatin und aus einem gleichen an Johannes Bichel, Johannes Thür und an den Kanzler Kaspar Müller, in welchem er schreibt: „So hab ich nun aus Begehren meines lieben Vaters mich verehelicht, und umb dieser Mäuler willen, daß nicht verhindert würde, mit Eile beygelegen; bin ich willens auf Dienstags über acht Tage, den nächsten nach St. Johannis Baptistä, ein kleine Freude und Heimfahrt zu machen. Solchs hab ich euch als guten Freunden und Herrn nicht wollen bergen, und bitte, daß ihr den Segen helft drüber sprechen." Diese öffentliche Hochzeitsfeier, verbunden mit einem fröhlichen Mahle fand vierzehn Tage nach der Hochzeit, am 27. Juni 1525, statt. Luther hatte dazu, wie wir sahen, seine auswärtigen Freunde, damit sie ihm, wie er sagte, seine Ehe versiegeln und den Segen darüber sprechen hälfen, und vor allem seine Eltern eingeladen. Zur Nachfeier seiner Hochzeit hatte ihm der Stadtrath von Wittenberg gleich am Tage nach der Vermählung als Beweis seiner Hochachtung mehrere Sorten Weine ins Haus gesandt, während die Universität ihm zu jener öffentlichen Feier einen silbernen Becher als Brautgeschenk verehrte.

So kam Doktor Martinus Luther zu seiner Käthe und wurde ein trefflicher Familienvater, dem Weib und Kind der edelste Besitz auf der Welt waren. Mit seinen Kindern scherzte und spielte er auf die kindlichste Weise, mit ihnen betete er und ließ sie den Katechismus aufsagen, mit ihnen verfuhr er aber auch strenge, wenn sie Anlaß dazu gaben. Wie trefflich aber das Verhältniß zwischen den beiden Gatten war, das beweisen die Worte des Testamentes, in welchem Luther seiner Katharina am 6. Januar 1542 das Zeugniß giebt, „daß sie ihn als einen frommen, treu und ehrlichen Gemahl allzeit lieb, werth und schön gehalten habe."

Hanns Lufft, Luthers Bibeldrucker. Hanns Lufft ist geboren im Jahre 1495, „in der größten Finsterniß, so damals die der Kirche bedeckte", jedenfalls zu Wittenberg. In der Druckerei des Augustinerklosters zu Wittenberg beschäftigt, muß er frühzeitig mit Luther in Berührung gekommen sein, der dem jungen Mann im Jahre 1524 an den Prior des Klosters ein Empfehlungsschreiben gab.

Als Luther im Jahre 1534 die Uebersetzung des Alten Testaments beendet (das Neue Testament war schon 1522 bei Melchior Lothar in Wittenberg, dem einstigen Lehrmeister Lufft's, erschienen) und somit die ganze Bibel in die deutsche Sprache übertragen hatte, begann für Hanns Lufft die Hauptarbeit seines Lebens, der Bibeldruck, welcher bereits im folgenden Jahre vollendet wurde. Diese erste Auflage der Bibel ist in 2 Bände getheilt und auf meistens ziemlich starkes Papier mit guter schwarzer Farbe gedruckt.

Lufft besorgte den Vertrieb der von ihm gedruckten Bücher nicht ausschließlich und hatte sich zu dem Zwecke mit dem Buchhändler Barthel Vogel verbunden. Lufft wußte aber mit dem Interesse, das er an der Bibelverbreitung hatte, sein eigenes auf's Beste zu verbinden. Rastlos besserte unterdessen Luther in seiner Uebersetzung, so daß jede der rasch aufeinanderfolgenden Ausgaben eine verbesserte war, so die von 1541, 1543 (zuerst der Satz in zwei Columnen), 1545 und 1546. Neue Abdrücke erschienen außerdem 1539, 1540, 1542.

Aus diesen kurzen Angaben kann man ermessen, welche rege Thätigkeit in Lufft's Druckerei geherrscht haben mag, zumal er neben der Bibel die meisten anderen Schriften Luthers, z. B. die Kirchenpostille, druckte. Von den nach Luthers Tode erschienenen Bibel-Ausgaben, welche 1565, 1572 und 1574 erschienen, wird die von 1572 als eine vorzügliche gelobt. Crellius, ein Zeitgenosse Lufft's, schreibt, daß von 1534—1575 gegen 100,000 Bibeln gedruckt worden sind, und zwar so, daß in seiner Druckerei „nach Herrn Luther's Tode wissentlich keine Syllabe noch Wort, geschweig denn ein gantzer Sentenz verfälscht oder verändert sei." Die Luther'sche Bibel ist übrigens von 1541—1580 nicht weniger als 38 mal gedruckt worden.

Freilich hatte Lufft auch Mitarbeiter, wie sie heut zu Tage kein Buchdrucker heranziehen kann. Die theologische Fakultät zu Wittenberg beeidete und besoldete die Korrektoren der Bibel, gelehrte und theilweise berühmte Theologen, wie Caspar Cruziger, Dr. theol. und Professor, M. Georg Röyer, Diakonus zu Wittenberg, und Christolph Walther, von denen der letzte nicht nur Korrektor von Luther's Schriften war, sondern die Ausgaben auch wacker zu vertheidigen wußte, als sich über die Echtheit einzelner Stücke unter den Theologen Kämpfe entspannen.

Was wir über die gute Ausstattung der ersten Auflagen der Bibel gesagt haben, gilt leider nicht durchaus auch für die späteren, namentlich war das Papier „ziemlich dürftig, dünn und nicht allzuweis," wie eine Klage über eine der späteren nach Luther's Tode erschienenen Auflagen lautet. — Lufft hatte das Privilegium des Bibeldruckes nur unter der Bedingung erhalten, „daß er ohne Erlaubniß und vorhergehende Censur des verordneten Professoriums hiesiger Universität kein Buch oder Schrift noch einige Schmäh- oder andere verbotene Schriften drucken wolle 2c." und deswegen ist es erklärlich, daß er in der späteren Zeit seines Lebens sich auf sein Hauptwerk, den Bibeldruck, beschränkte, da der an der Universität herrschende Melanchthonismus seinem strenggläubigen Gemüthe wenig zusagen mußte. Mannigfacher Anfechtungen, die ihm aus seiner religiösen Parteistellung erwuchsen, ungeachtet, stand er seiner Druckerei bis zu seinem 86. Jahre vor. Hanns Lufft war in seinem Privatleben ein geachteter Mann, der bis in sein hohes Greisenalter hinauf für seine Vaterstadt thätig gewesen, nachdem er 1551 zum Rathsherrn und 1563 zum Bürgermeister mit dem berühmten Maler Lukas Cranach erwählt worden war.

Lufft starb am 2. September 1584 im Alter von fast 90 Jahren, nachdem er 27 Jahre Bürgermeister seiner Vaterstadt gewesen war, und wurde in der Stadtkirche vor dem Altar beerdigt. Seiner äußeren Erscheinung nach verräth Hanns Lufft eine überraschende Aehnlichkeit mit seinem Altmeister Gutenberg, zu dessen Ehren er 1540 eine Gutenbergfeier in Wittenberg angeregt und veranstaltet hatte.

J. Rub.

Eines der interessantesten Gedenkzeichen an Martin Luther und die Reformation befindet sich in Berlin — nämlich jene Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg, an welche Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen angeschlagen. Am Haupteingange der St. Bartholomäuskirche, vor dem ehemaligen Königsthor am Friedrichshain befinden sich diese historischen Denkmäler. Lange, lange Zeit blieben die Thüren an der Schloßkirche zu Wittenberg und mit einem mit Ehrfurcht gepaarten Interesse betrachteten alle dorthin kommenden Protestanten die beiden einfachen, aus Holz gezimmerten Thürflügel, an denen einst der Reformator seine die Welt erschütternden Lehrsätze angeheftet hatte. — Als dann während des siebenjährigen Krieges Wittenberg bombardirt wurde, erlitt die Schloßkirche großen Schaden und auch ihre Thüren wurden von manchem Geschoß getroffen. Die Kirche wurde mit möglichster Innehaltung der Formen wieder aufgebaut, die Thüren ausgebessert und blieben an ihrem Platze, bis sie, als Reliquien aus der Reformationszeit, in das Berliner Zeughaus gebracht wurden Die Wittenberger Kirche erhielt neue Thüren und im Jahre 1858 machte König Friedrich Wilhelm IV. ihr solche aus Bronze zum Geschenk, in denen die 95 Thesen eingegraben sind. Als die Berliner St. Bartholomäuskirche erbaut wurde und König Friedrich Wilhelm IV. das Patronat derselben übernahm (der jedesmalige Landesherr ist ihr Patron), befahl er die Reformationsthüren (wie er sie nannte) an dem neuen Gotteshause anzubringen. Der eine Flügel war sehr beschädigt; an allen Ecken und Kanten mußte er geflickt und ausgebessert werden. Der andere jedoch, weit besser erhalten, bedurfte einer sogen. „Unterfütterung", einer neuen Holzbekleidung auf der Rückseite. Nach ihrer Restauration kamen die Thüren an ihren neuen Bestimmungsort — eine Reminiszenz, doppelt interessant in diesem Lutherjahr.

Einige Aussprüche Luther's über die Sonntagsfeier dürften gerade jetzt von doppeltem Interesse sein. Im 36. Bande seiner Werke S. 92 der Ausg. von Irmischer lesen wir: „Wiewohl nun der Sabbath aufgehoben ist und die Gewissen frei davon sind, so ist es doch gut und auch vonnöthen, daß man einen sonderlichen Tag in der Woche halte, um das Wort Gottes willen, dran zu handeln, hören und lernen. Denn Jedermann kann's alle Tage nicht gewarten. Auch fordert's die Natur, daß man in der Woche einen Tag stille halte, und enthalte sich von der Arbeit, beide, Menschen und Viehe." Daß aber der Sonntag eine göttliche Einrichtung sei, bestreitet Luther auf's Entschiedenste. „Wer aber nun ein nöthig Gebot will aus dem Sabbath machen, als ein Werk von Gott erfordert, der muß den Sonnabend halten und nicht den Sonntag, denn der Sonnabend ist den Juden geboten, und nicht der Sonntag." Darum nennt er auch Diejenigen, welche den Sonntag mit der Strenge des Sabbath feiern wollen „tolle Sophisten, die bald eine Sünde daraus machen, wenn man am Sonntag Kraut feil hat oder sonst etwas Geringeres thut" (das. S. 50). Beachtenswerth ist noch Folgendes: „Es liegt aber nichts daran, wir feiern oder nicht, die Gewissen sind frei. Wer nicht will feiern, der arbeite immerhin; wir wollen ihn nicht schelten noch verjagen. Will er aber fromm sein, Gott lernen kennen, so brauche er den Feiertag um der Ursache willen, daß er das Wort Gottes höre."

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.